

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 55 (1951-1952)
Heft: 9

Artikel: Fabian
Autor: Hochheimer, Albert
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-665325>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 18.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

unvermeidliche «Schattenseiten» des Winters darstellen. Nun verschlimmern aber viele diesen Strahlenmangel, indem sie weniger im Freien verweilen, so manchen Spaziergang und Ausflug unterlassen, der ihnen im Herbst noch selbstverständliche Regel war. So tritt zur Kältewirkung und zur Strahlenarmut der vermehrte Aufenthalt in verbrauchter Stubenluft. Die Lungen, schlecht gelüftet, fangen an, oberflächlicher zu atmen, liefern dem Blut weniger Sauerstoff, und alle Gewebe und Organe werden schlechter damit versorgt. Beim Stillsitzen tut man ohnehin nicht so viele und nicht so tiefe Atemzüge wie unterwegs an der frischen Luft.

Die Einschränkung der Bewegung schadet auch dem Blutkreislauf. Körperliche Betätigung regt ihn an, sorgt für kräftige Durchblutung der arbeitenden Muskeln und der Haut und entlastet so die innern Organe.

Achten wir also darauf, dass das sommerliche Mass der Bewegung im Freien nicht unvernünftig eingeschränkt werde. Gewöhnen wir uns an, unsren täglichen Weg — nach und von der Arbeitsstätte, zu Besorgungen — wenn immer möglich zu Fuss zu machen und nicht bei jedem Wind und Regen gleich die Verkehrsmittel zu benützen. Kleine Umwege beim Nachhausegehen abends ersetzen wenigstens teilweise den Abendspaziergang.

Halten wir sodann zäh an den Sonntagsspaziergängen und Wochenendausflügen fest. Dann bleiben die Hautatmung und die Schweißbildung auch ohne besondere Abhärtung auf der Höhe — dieser wichtige Teil unseres Stoffwechsels, der besonders

die Nieren so wohltätig entlastet. Die Schönheiten der winterlichen Natur sollen nicht nur die jungen und jugendlich gebliebenen Wintersportler, sondern auch den bescheidenen Wanderer in unsere herrlichen Landschaften locken. Solche Gänge durch winterliche Gegenden erhalten die im Sommer von Sonne, Luft und Wasser gekräftigte Haut wie überhaupt den ganzen Organismus abwehrfähig und tragen ganz allgemein zur Hebung unseres Wohlbefindens bei.

Schliesslich wollen wir dem Winter, auch wenn er zuweilen ein hartes Regiment führt, zugute halten, dass er ein Glied in jenem grossen, geheimnisvollen Reigen darstellt, wie er uns in der von der Natur für unsere Breitengrade gewollten Form des Jahreszeitenwechsels entgegentritt.

Manche Menschen sind sich der angenehm belebenden Wirkungen dieses Rhythmus gar nicht bewusst und geben sich erst dann darüber Rechenschaft, wenn sie den wohlvertrauten Jahreszeitenwechsel plötzlich missen müssen: dann nämlich, wenn sie aus seinem Bereich hinaustreten, wie etwa jener Geschäftsfreund, der sich seit Jahren in den Tropen aufhält und der unlängst in einer Zuschrift an uns mit Wehmut bemerkte: «Ich muss gestehen, dass ich mich oft nach unseren kalten Wintern zurücksehne und darüber nachdenke, dass es doch schön ist, wenn einem von Zeit zu Zeit die Ohren und die Nase rot anlaufen und die Finger leicht steif zu werden beginnen!»

Aus dem «Vita-Ratgeber» der «Vita» Lebensversicherungs-Aktiengesellschaft Zürich.

FABIAN

Von Albert Hochheimer

I.

Hinter unserem Haus lag ein alter Garten, der schon verwildert war, als wir einzogen. Er bestand aus einer Rasenfläche und mehreren von Disteln, Unkraut und Gesträuch überwucherten Wegen. Verkommene Blumenbeete und Spalierbäumchen, die keine Früchte mehr trugen, waren noch aus seiner Glanzzeit übrig geblieben. In einer Ecke, an die hohen Backsteinmauern gelehnt, stand eine halbverfallene, geräumige Laube. Sie bildete, durch die Last des Efeus fast erdrückt, eine dämmerige

Höhle. Von Bank und Tisch blätterte allenthalben die Farbe ab.

Es war ein lebloser Garten; weder Schmetterlinge noch Grillen verirrten sich hierher, obwohl er am Rand des Städtchens lag und die Gemeindewiese hinter der Mauer begann. Durch das Tor blickte man über die Weiden, bis zum Fluss, dessen Ufer mit Schilf, Wasserpflanzen und allerlei Gestrüpp bestanden waren. Nachts quakten die Frösche und das eintönige Rauschen des Wassers, das von einem kleinen Wehr gestaut wurde, drang bis zu uns herüber.

In diesem verachteten, unscheinbaren Garten verbrachte ich einen grossen Teil des Tages. Gewöhnlich hockte ich lesend in der Laube oder lag, der Länge nach ausgestreckt, im Gras, schaute in den Himmel und dachte an nichts, und hier begegnete mir ein Erlebnis, das mich von allen Begebenheiten meiner Jugend am tiefsten anrührte.

Eines Tages — ich war damals fünfzehn Jahre alt — kam eine Schauspielertruppe in unser Städtchen. Sie mietete den Saal des Schützenhauses für die Aufführung eines Theaterstückes, dessen Name mir entfallen ist. Doch bestand das Ensemble nicht, wie dies gewöhnlich der Fall war, aus verbrauchten und abgewirtschafteten Kräften oder hoffnungslosen Anfängern; die Veranstaltung wurde vielmehr von einer Schauspielschule arrangiert und die Mitwirkenden sollten sich hier ihre ersten Sporen verdienen.

Vom Katheder herab wurde uns jeder Verkehr mit dem Theatervölkchen untersagt, doch wurde gegen das Verbot natürlich gesündigt, wenn auch nur in bescheidenem Masse. Die Schauspieler, die am Freitagnachmittag eingetroffen waren, blieben nämlich fast unsichtbar, so dass niemand Gelegenheit fand, sie anzusprechen. Zudem benahmen sie sich auf der Strasse genau so wie wir, und da sie alle sehr jung waren, ging ihnen der Nimbus des Aussergewöhnlichen ab. Ein paar Unternehmungslustige von uns wohnten zwar hinter dem Buffet des Schützenhauses den Proben bei, doch taten sie's mit schlechtem Gewissen und sprachen nachher enttäuscht von der Nüchternheit, mit der es auf den Proben zugegangen war.

Damals lebte ich selbst noch, in unklare Vorstellungen versponnen, in den Tag hinein, ein bisschen überschwenglich, leicht begeistert und mit der Ueberzeugung, zu etwas berufen zu sein, das mich ausserhalb des Alltäglichen stellen würde. Die Ankunft der Schauspielertruppe interessierte mich nicht mehr, als es ein Zirkus oder ein Brand getan hätte, denn mit den schönen Künsten war ich — von ein paar Gelegenheitsgedichten abgesehen — noch nicht in Berührung gekommen.

Samstagmorgens machte ich die Bekanntschaft Fabians. Ich traf ihn bei der Treppe, die zur Veranda des Schützenhauses führt, als ich auf der Suche nach einer kleinen Sensation um das Gebäude streifte. Er lag in vollständiger Gelöstheit, wie ich's zuvor noch bei niemandem bemerkt hatte, auf den rechten Ellenbogen gestützt, die Beine weit von sich gestreckt, im Gras und starrte mit zurückgeworfenem Kopf in den Himmel.

Ich betrachtete ihn von weitem und begierig, in sein Gesicht zu schauen, schlich ich näher heran. Sein Anzug sah recht schäbig aus und das Oberleder der Schuhe war geflickt. Das Haar hing in langen Strähnen, dunkel und an den Spitzen gelockt, herab — es hatte längst die Schere verdient. Im Grunde also machte er auf den ersten Blick einen etwas verkommenen Eindruck, und die feingliedrigen, schneeweissen Hände — die Linke ruhte achtlos wie ein welkes Blatt auf der Brust — passten nicht recht zu seiner schlaksigen, unordentlichen Erscheinung.

In seiner Versunkenheit bemerkte er mich nicht sogleich; erst als ich mich räusperte, hob er langsam den Kopf. Das asketisch magere Gesicht erschreckte mich geradezu. Es wurde von tiefen, brennenden Augen beherrscht und auf den schön geschwungenen Lippen lag der Hauch eines entückten Lächelns. Sein Blick kam von weitem zurück und blieb zerstreut an mir hängen; dann richtete er sich auf und zog die Beine an sich. So musterten wir einander eine Weile.

Ich rückte schliesslich unbeholfen an meiner Mütze und stotterte eine Entschuldigung, doch nahm er keine Notiz davon, vielmehr setzte er sein unverwandtes Anstarren fort, bis ich errötete.

Indessen wir uns nicht aus den Augen liessen, klang im Schützenaal eine kräftige Männerstimme auf, ein Fenster wurde aufgerissen. Jemand rief: «Fabian, wir fangen an.»

Da sagte ich mit belegter Stimme: «Ich muss jetzt gehen. Es ist uns verboten, mit den Schauspielern zu sprechen.» Fabian zog die Augen zu engen Schlitzen zusammen. Sein Gesicht veränderte sich dadurch auf seltsame Weise. Es erstarrt gleichsam, als die beiden Leuchtfeuer der Augen fehlten, und er erwiederte mit tiefer, sonorer Stimme, deren Betonung und Wohlklang mich überraschten: «Eure Magister, die Guten, bangen also um euer Seelenheil? Ein frischer Luftzug ist den Perücken nicht angenehm. Er könnte den einen oder anderen von euch aufwecken.»

Ich fühlte die Bitterkeit in seinen Worten und bemerkte, um ihn zu besänftigen: «Nehmen Sie's nicht tragisch, Herr Fabian. Die Vorstellung wird sicher trotzdem gut besucht sein.»

«Was kümmerts mich?» versetzte er nachlässig. Ich spiele auch vor leeren Bänken. Von Wichtigkeit ist nur die Bühne.»

Ich verstand ihn nicht. Doch ehe ich eine Frage stellen konnte, erhob er sich, blickte mich prüfend an und fragte: «Kommen Sie mit?» Ich schüttelte

den Kopf, obwohl mich der Wunsch plagte, meinen neuen Bekannten spielen zu sehen. Allein, er gab sich nicht damit zufrieden, hakte mich unter und so betraten wir zusammen den Schützenaal.

Von dem scheinbar willkürlichen Durcheinander auf der Bühne verstand ich nicht viel. Zuweilen wusste ich nicht einmal, ob die persönlichen Bemerkungen der Schauspieler und die abgehackten Sätze des Regisseurs zu den Rollen gehörten, welche ohne verständlichen Zusammenhang gesprochen und gespielt wurden. Auch war ich von Fabian enttäuscht. Er stand herum und warf bald diesem, bald jenem ironische Bemerkungen zu, als ginge ihn das Ganze nichts an. Schliesslich geriet er in einen wilden Wortstreit mit einem löwenähnigen Herrn, und weil ich glaubte, er habe meine Anwesenheit vergessen, stahl ich mich zur Tür und war just im Begriff, aufatmend ins Freie zu treten, da erspähte er meinen Rückzug und rief mich zurück. Ich kehrte um und blieb in der Nähe des Ausgangs stehen.

Plötzlich klatschte der Regisseur in die Hände. Die Schauspieler verstummten. Sie liessen sich, wo sie sich gerade befanden, auf dem Boden nieder, nur Fabian blieb stehen und blickte erwartungsvoll auf den Regisseur, welcher, nachlässig an eine Kulisse gelehnt, dem Rauch seiner Zigarette nachsah.

«Wir nehmen „Dantons Tod“ durch», sagte der Löwenähnige. «Die Szene vor dem Revolutionstribunal, bitte» und warf mit aufmunternder Geste das Stichwort hin: «Ihr Name, Bürger.»

Fabian griff nach einem Stuhl und begann, sich auf die Lehne stützend, nach kurzer Konzentration voll unerhörter Eindringlichkeit: «Die Revolution nennt meinen Namen. Meine Wohnung ist bald im Nichts und meine Name im Pantheon der Geschichte.»

Ich erschauerte. Durch den kahlen, nach abgestandenem Bier und muffiger Luft riechenden Saal schritt der Genius und berührte mich mit den Spitzen seiner Flügel. — Was wusste ich von Danton? Er war für mich eine nichtssagende historische Gestalt wie eine andere. Die Worte Fabians aber erweckten ihn zum Leben. Vor meinen Augen erstand Danton, der Volkstribun, der von seiner Empore herab auf die stupiden Gesichter der Konventsmitglieder einredete. Ja, er war es leibhaftig.

Das Spiel umfloss mich wie ein faltenreicher Schleier und hielt die Aussenwelt fern. Von sparsamen Gebärden unterstrichen strömte es faszinierend dahin und erschütterte die letzte Faser mei-

nes Wesens. Die tönende Stimme, welche in starkem Rhythmus atmete, jagte Schauer über meinen Rücken. Sie schweisste den Vortrag, den Künstler und mich selbst mit Hammerschlägen zu einem Ganzen zusammen.

Nie mehr später habe ich die geniale Verwandlungsfähigkeit eines Schauspielers tiefer empfunden.

Als Fabian geendet hatte, spendeten seine Kollegen Beifall. Ihr Klatschen verlor sich im leeren Saal und dünkte mich, gemessen an der Leistung, eine Entweihung ... ein Frevel. Ich blickte gebannt und unfähig, ein Glied zu röhren, auf die Bühne, wo Fabian, hoch aufgerichtet noch in der Stellung, welche die letzten Worte vorschrieben, verharrte. Plötzlich hob er den Kopf, warf den Stuhl achtlos beiseite und, mit zwei Schritten sich der Rampe nähernd, wiederholte er in anderer Betonung, als spräche er zu einem imaginären Publikum: «Jetzt kennt ihr Danton. Noch wenige Stunden und er wird in den Armen des Ruhmes entschlummern.»

Dann war es zu Ende. Fabian sprang von der Bühne herab und kam auf mich zu. Sein breitspuriger, schlanker Gang verwandelte ihn wieder in einen gewöhnlichen Menschen und ich erwachte. Wir traten ins Freie, und während wir die Kastanienallee entlang spazierten, sagte er: «Sie machen sonderbare Augen, mein Freund. Mir scheint, in Ihnen ist etwas erwacht, das sich in der staubigen Luft des Klassenzimmers niemals entfaltet hätte. Habe ich Recht?»

Ich war durch die Direktheit seiner Frage verwirrt und schwieg errötend, während ich überlegte, wodurch sich unser Zusammensein länger ausdehnen liesse; die Gefahr, von einem Lehrer gesehen und wegen meines Ungehorsams bestraft zu werden, kam mir gar nicht mehr in den Sinn. Ich stand vollkommen unter dem Einfluss des grossen Erlebens, das mich verwandelt und aufgerüttelt hatte. Und dann sagte ich spontan: «Wenn Sie heute abend Zeit haben, Herr Fabian, können wir uns vielleicht treffen? ... ich meine ... ungehörter.» Und als er nicht gleich erwiderte, fuhr ich eifrig fort: «Hinter unserem Haus liegt ein alter Garten. Dorthin verirrt sich niemand.»

Meine Worte kamen mir aufdringlich und anmassend vor. Sie erschreckten mich und ich war darauf gefasst, mit einer ironischen Bemerkung in meine Grenzen gewiesen zu werden. Doch nichts dergleichen geschah. Fabian fuhr sich durch das unordentliche Haar und rief vergnügt: «Eine gute

Idee, fürwahr ein grossartiger Gedanke.»

Ich war glücklich und erklärte ihm, wie das Tor zu finden sei, damit er unauffällig in den Garten könne.

«Vielleicht essen wir gemeinsam zu Abend», meinte er. «Ich sorge für Bier und Wurst.»

«O, lassen Sie es nur», fiel ich ihm ins Wort. «Wenn Sie wirklich die Absicht haben, zu kommen, müssen Sie auch für das Abendbrot mein Guest sein.»

So einigten wir uns auf acht Uhr und bekräftigten die Abmachung durch Handschlag.

II.

Meine Mutter war eine äusserst tüchtige und gewissenhafte Hausfrau. Mit ihr über den Besuch Fabians zu sprechen, hätte bedeutet, der Einladung den persönlichen Rahmen zu nehmen. Ich war darum fest entschlossen, sie nicht ins Vertrauen zu ziehen, sondern den Abend allein zu arrangieren. Gleich nach dem Mittagessen begann ich mit den Vorbereitungen, indem ich vom Trockenboden Tischtuch und Servietten entführte und sie auf grossen Umwegen in den Garten brachte. Teller und Bestecke entnahm ich dem Küchenschrank, der nachmittags unbeaufsichtigt war. Hingegen bereitete die Zusammenstellung des Menus einige Schwierigkeiten, da die Vorratskammer verschlossen war. Doch man ist erfiederisch mit fünfzehn Jahren, und ein einfaches Schloss ist kein grosses Hindernis, wenn man beim Schlosser einen Bund Dietriche leihen kann. Um den Geschmack Fabians sicher zu treffen, raffte ich an Geräuchertem, Eingemachtem und Gepökeltem zusammen, soviel ich tragen konnte und erreichte mit unförmig anschwellenen Taschen, ohne von jemandem bemerkt zu werden, mein Versteck. Damit war der schwierigste Teil des Unternehmens gegliedert.

Abends bei Tisch spielte ich den Kranken, schluckte widerstandslos Natron und Kamillentee, die in solchen Fällen verordnet wurden und begab mich darauf mit leidender Miene auf mein Zimmer, um es sofort wieder auf dem gewöhnlichen Fluchtweg zu verlassen. Ich wartete dann aufgeregt am Tor, und erst als Fabian erschien, fiel mir ein Stein vom Herzen, denn dahin war ich nicht restlos überzeugt gewesen, dass er sein Versprechen wirklich ernst gemeint hatte.

«Prachtvoll», rief er vor dem gedeckten Tisch, nahm ohne Umstände Platz und griff wacker zu.

Sein höchst irdischer Appetit brachte ihn mir näher und überbrückte Scheu und Respekt. Wir plauderten über meine kleinen Sorgen. Fabian nahm sich anfangs etwa wie ein Sekundarschüler einem Zweitklässler gegenüber, ein bisschen herablassend, gönnerhaft und überlegen, ohne anmassend zu werden, und trug mit Charme ein paar Schulerlebnisse vor. Dabei ass er ohne Unterbrechung, lobte die Güte der Wurst und fand die geräucherte Zunge delikat. Als er endlich genug hatte, lehnte er sich aufatmend zurück.

Das zwanglose Geplauder geriet unversehens in andere Bahnen, vielleicht durch eine Geste oder die besondere Betonung eines Wortes, und Fabian begann, von sich und seinem Leben zu erzählen: «Ich bin für die Meinen der verlorene Sohn», sagte er, «das schwarze Schaf, ein Aussenseiter, den man verleugnet und dessen man sich schämt. Es tut manchmal ein bisschen weh, nirgendwo daheim zu sein. Glauben Sie mir, trotz aller Härte, die mein Beruf, besser gesagt meine Berufung, erfordert, bin ich doch ein sentimental, gefühlvoller Mensch geblieben.» Er schwieg plötzlich, als schämte er sich, geheime Gedanken zu verraten.

Um seine klare, melodiöse Stimme wieder zu hören, fragte ich: «Wie kann ein so herrlicher Beruf wie der Ihre Härte erfordern?»

Er lachte trocken auf und warf den Kopf zurück. Seine rechte Hand lag zierlich und fremd auf dem Tisch. «Nur vollkommene Unwissenheit kann diese Frage stellen. Wissen Sie, lieber Freund, dass es kein Handwerk, keinen Beruf oder sonst irgend etwas auf der Erde gibt, mit dem sich Künstlertum, echtes, von Gott geschenktes meine ich, vergleichen lässt? Es zehrt wie Feuer und treibt mit unwiderstehlicher Gewalt vorwärts. Es reisst uns bei jedem schöpferischen Prozess die Seele aus dem Leib und hinterlässt uns leer und ausgebrannt. Wussten Sie das nicht?» Und als ich den Kopf schüttelte, fuhr er fort: «Wir stehen vor jeder neuen Aufgabe verzagt und mutlos und wagen nur mit geschlossenen Augen den Sprung, ohne zu wissen, wohin uns der Strom entführen wird, doch wir müssen hinab, es hilft nichts.» Er stockte und trommelte nervös auf dem Tisch.

«Und weiter?» fragte ich gespannt.

Er sah mich durchdringend an: «Wie können Sie so fragen? Meine Worte bergen alles in sich, Kampf, Elend und höchstes Glück.»

Wir schwiegen. Von den Weiden klangen die Stimmen der Mägde herüber, die mit ihren Melkemtern nach Hause fuhren. Noch lange, als sie

schon die Landstrasse erreicht hatten, vernahm man das Scheppern und Klappern der Karren, und als auch dies verstummte, rauschte das Wehr wieder in einförmigem Gleichmass. Es begann allmählich zu dunkeln.

«Um wieviel leichter könnte ich's haben, wenn ich reumütig in den Schoss der Familie zurückkehrte», begann Fabian wieder. Seine Stimme war jetzt ruhig und ausgeglichen, sie glitt dahin wie ein Strom zwischen flachen Ufern. «Um wieviel bequemer und sorgenloser flösse mein Leben dahin, wenn ich mich der väterlichen Fuchtel fügte und mein Seelenheil im römischen Recht und im Zivilgesetzbuch suchte.» Und lebhafter setzte er hinzu: «Lieber aber will ich hungern und in diesen Lumpen herumlaufen als an der Futterkrippe verdonnen. Ja. Es lebt sich besser und freier bei einer Schmiere als im Talar in Amt und Würden.»

Ich sagte bedrückt: «Die Bühnen werden sich um Sie reissen, Herr Fabian. Ein Künstler von Ihren Qualitäten . . .»

Da brach er in bitteres Gelächter aus und schlug sich klatschend auf die Schenkel: «Grossartig», rief er, «grossartig, Sie Kindskopf. Wissen Sie, wie's hinter den Kulissen zugeht? Natürlich nicht. Geben Sie acht. Ich will's Ihnen an einem lebenden Exempel erläutern. Greifen wir also den Fall Fabian heraus. Dieser Schwärmer und weltfremde Idealist absolvierte die Schauspielschule mit höchster Auszeichnung. Sein Lehrer, ein anerkannter Meister in seinem Fach, erteilte ihm sogar unentgeltlichen Unterricht. Was war bei solcher Empfehlung naheliegender als überschwengliche Erwartung und sicherer als ein prächtiges Engagement? Doch als sich der selbstbewusste Herr Fabian hier und dort vorstellte, hiess es: Wir bedauern. Keine Vakanz. Das Fach ist seit langem in guten Händen . . . oder: Wir können unsere Besetzung nicht einfach entlassen. Der Mann ist verheiratet . . . Man muss soziale Härten vermeiden . . . Als wär's keine soziale Härte, einem Anfänger die Bühne zu versperren. Und so muss dieser Herr Fabian, der in Ihren Augen ein gotbegnadeter Künstler ist, als Statist oder in unbedeutenden Nebenrollen einspringen. Seit zwei Jahren. Können Sie sich vorstellen, was zwei Jahre auf dem toten Geleise bedeuten, wenn man in seine Berufung eingeschlossen ist wie in einem Käfig und sich kein Fenster öffnen will? Nein. Sie ahnen's nicht. Dieses Fegefeuer begreifen nur die Unseligen, die das Schicksal für den rechten Augenblick aufzuparen will . . .» Er sprang plötzlich auf und

schrie, über den Tisch gebeugt: «Ja, ich weiss es, meine Stunde wird einmal schlagen. Ich fühle es. Denn, so wahr mir Gott helfe, ich glaube an mich und meine Berufung. Und ich glaube, dass es nichts Ewigeres und Erhabeneres gibt als die Kunst. Nur sie macht frei. Nur sie macht unser Dasein lebenswert.»

Er schlug die Hände vors Gesicht und sank mit einem Stöhnen auf die Bank zurück.

Die Gewalt dieses Ausbruches erschütterte mich und raubte mir den Atem. Meine Augen füllten sich mit Tränen. Ich war zutiefst ergriffen, ratlos und unglücklich.

Von den Weiden her spürte man den Atem der Nacht. Sie schritt, von der Erde zum Himmel sich erhebend, jenseits der Mauer vorüber und streifte uns mit dem Saum ihrer dunklen Gewänder, so dass ich die Augen Fabians nicht mehr sehen konnte.

Wir sassen lange schweigend nebeneinander. Schliesslich stotterte ich hilflos, von der Fülle nie geahnter Gedanken verwirrt: «Morgen Abend werde ich ins Theater gehen, Herr Fabian. Und wenn's auch verboten ist. Was verschlägt es — nach dieser Stunde?»

Da fiel er mir heftig ins Wort: «Unterstehen Sie sich. Ich verbiete es Ihnen. Das Stück ist ein jämmerliches Machwerk, gewöhnlich, platt und ohne Bedeutung.»

«Warum spielen Sie dann mit?»

«Meinem Lehrer zuliebe. Um seine Schüler hochzureißen.»

Damit endete unser Gespräch.

Es war inzwischen Mitternacht geworden, und ich begleitete Fabian nach Hause. Am Himmel zogen schwere Wolken dahin, zuweilen tauchte der Mond hinter ihnen auf, sein Licht huschte gespensterhaft über Dachfirste und Baumkronen und brach sich matt in Giebelfenstern.

Wir schritten schweigend durch die stillen Strassen, die mir auf seltsame Art fremd geworden waren. Der Marktbrunnen plätscherte, die Kirchturmuhren schlugen, irgendwo schrie ein Käuzchen — es war wie immer und doch nicht das gleiche.

Als wir uns wortlos verabschiedeten, ahnte ich, dass eine jener Sternstunden hinter mir lag, wie uns nur wenige beschieden sind, und noch heute schwingt in mir die Erinnerung an das bleiche Gesicht Fabians und an diese besondere Macht wieder, in der ich — erschreckt — zum bewussten Leben erwachte.